

den", „eine bodentöse Intime". Natürlich hat der kleine Bruder den großen auch nie „Che" genannt, denn dieser Spitzname, der auf dem argentinischen Ausruf „che!" beruht, gehörte allein den Kubanern. Der Buchtitel: reines Marketing.

Die Wahrheit des Revolutionärs dagegen beginnt bei der Herkunft, und in dieser Hinsicht ist Guevaras Buch farbig, skurril und oft witzig. Denn die argentinische „Aristokratie", der Ernesto angeblich entstammte, war in Wahrheit alles andere als das. Gute Familie, ja; aber ohne Geld. Der Vater war Tangotänzer und notorisch unzuverlässig. Die Mutter willensstark, prinzipienfest, müsslich interessiert, aber auch frei, eine rundum emanzipierte Frau mit Bubikopf, die rauchte und Hosen trug. Sie war das fundamentale Charaktervorbild, der Vater sorgte für den Leichtsinns. Bei den Guevaras, „liberalen Bohemiens", mochte es an Heizung oder Essen fehlen, Bücher gab es immer, und debattiert wurde bis zum Umfallen.

In der siebenköpfigen Familie – Juan Martín ist der Nachzügler – sticht Ernesto gleich heraus: Der Älteste ist tatendurstig,

mutig, idealistisch und verfolgt die Dinge bis zur letzten Konsequenz: der geborene Anführer. Allerdings war er kein Freund frischer Unterwiesche. Als die Familie 1959 nach Havanna reist, um Ernesto als *Comandante* und Star der kubanischen Revolution zu erleben, fällt nur der Vater aus der Rolle, weil er aus dem Ruhm des Sohnes Geld und Vorteile schlagen will. Che versinkt vor Scham in den Boden und lässt den Alten schon bald nach Hause fliegen.

Die Bewunderung Juan Martíns für seinen Bruder ist ungebrochen, man muss sagen: zu Recht. Einen „Humanisten" nennt er ihn. Ob Fidel Castro, der frühe Weggefährte, etwas an Che auszusetzen hatte, fragen wir. Irgendetwas? Ja, sagt Guevara. „Ernesto war ihm zu impulsiv, hat nicht strategisch genug gedacht, er war bereit, als Kommandant in der ersten Reihe zu stehen, wo die meisten Kugeln fliegen." Also wieder einmal: Mut. Wenn auch nicht: Schläue.

Am Abend tritt Juan Martín Guevara im Kulturzentrum „Heimathafen" in Neukölln auf, passenderweise in der Karl-Marx-Straße. Der Saal ist ausverkauft. Guevara spricht konzentriert. Es wird ein spannender Abend, der noch besser gewesen wäre, wenn auch einmal die Rede auf das abgewrackte Castro-Regime gekommen wäre, das Abbild der rächtischen, korrupt und schuldig gewordenen Revolution. Was hätte der Che davon gehalten? Nichts Gutes vermutlich. Aber da es nirgendwo geschrieben steht, da er viel zu früh starb, ein Opfer aus der eigenen Blindheit und überzogener revolutionärer Träume, ist nichts davon belegbar.

Den letzten Brief an Eltern und Geschwister schreibt Ernesto „Che" Guevara am 1. April 1965, zweieinhalb Jahre vor seinem Tod in Bolivien. Kein Familienmitglied sieht ihn lebend wieder. „Meine lieben Alten", heißt es in spielerisch-zärtlichem Ton. „Wieder einmal fühle ich den Reiz der Fremde unter meinen Sohlen;

und ich nehme meinen Schild unter den Arm und mache mich auf meinen Weg."

Mehr als ein halbes Jahrhundert später zeigt uns sein jüngerer Bruder am Restauranten den Text im spanischen Original, und da steht in der ersten Zeile etwas, das einen anderen, tieferen Sinn ergibt. Nicht vom „Reiz der Fremde unter den Sohlen" spricht Che, sondern von seinen „Fersen auf den Rippen von Rocinante". Der fahrende Revolutionär reitet das Pferd von Don Quijote, er ist ein Träumer und Gescheiterter wie der Ritter von der traurigen Gestalt, und er weiß es lange vor seinem Ende. Er hat eben nicht nur Marx, Engels und Freud, Victor Hugo, Jack London, Borges und Sartre gelesen, sondern mit besonderer Liebe auch den Cervantes-Roman, immer wieder, sechsmal insgesamt.

Abschied, Fröhlichkeit und Hinnahe, alles steckt in diesem Brief, unüberhörbar auch die Vorwegnahme des eigenen Schicksals. Hier reitet ein Kranker, jünger als Don Quijote, aber dem Tod genauso

Juan Martín Guevara, am 9. Mai in Berlin

Foto: Andreas Pehl

nah. „Von jetzt an beflügelt ein Wille, den ich mit dem Wohlbehagen eines Künstlers habe ausreifen lassen, die kraftlosen Beine und die müden Lungen", heißt es gegen Ende des Briefs. Natürlich, das Asthma. Er ist ein Gezeichneteter.

Juan Martín Guevara packt seine Papiere wieder ein. Es ist nur ein kurzer Besuch in Deutschland, zwei Nächte, keine Tournee, doch der schmale Herr mit dem grauen Haar, das noch an den Schopf des Fünfzehnjährigen erinnert, lässt keinen Zweifel daran, dass er seine Mission akzeptiert hat. Er will die Ideen seines Bruders verbreiten, unverfälscht. Den bewaffneten Kampf kann er damit nicht meinen. Eher Geradlinigkeit, Rechtschaffenheit, das Einstehen für Ideale. Sagen wir also, das Gegenteil von Fake News und Ressentiment. Kommenden Oktober, wenn sich der Tod Ernesto „Che" Guevaras zum fünfzigsten Mal jährt, dürften wir erleben, dass die Flamme noch sehr lebendig ist. PAUL INGENDAAY

die *street credibility* von Friedman und Emcke zurückstrahlte. Als Friedman dann irgendwann Emcke einmal vorwitzig fragte, ob es eigentlich auch ohne Schmunzeln gehe, schien für einen Moment der rauffitzig, unerschrockene Friedman *at his best* anzublitzen, gekonnt gekontert durch ein befreites Auf-lachen seiner Gesprächspartnerin, eine Art Augenzwinkern im XXL-Format, das an diesem Helmatabend Heimat vermittelte, und sei es urpöblich durch den Menschen, der auf dem Stuhl sitzt gleich nebenan. gey

## Kurator für Aserbaidshen

Martin Roth in der Kritik

Seit er im vergangenen Jahr als Direktor des Londoner Victoria & Albert Museums zurücktrat, ist Martin Roth eine Art Kulturpolitiker ohne Amt, abgesehen von der ehrenamtlichen Präsidentschaft des deutschen Instituts für Auslandsbeziehungen. Als solcher fand er deutliche Worte gegen den Brexit und das Berliner Humboldtforum. Nun gerät er selbst in die Kritik, weil er unter der Flagge einer Regierung auftritt, die nicht gerade auf der Seite von Demokratie und Meinungsfreiheit steht: Als Co-Kurator verantwortlich er den Pavillon von Aserbaidshen auf der aktuellen Venedig-Biennale. Das Land leistet sich seit zwölf Jahren eine Dependence im globalen Standort-Marketing-Wettbewerb, der die Biennale mit ihren diesmal 85 Länderpavillons auch ist. Aserbaidshen sei ein „Blueprint für Toleranz", erklärte Roth schon vorher, was angesichts fehlender Versammlungs- und Meinungsfreiheit mindestens missverständlich ist. 2011 ließ Präsident Heydar Alijiev, dessen Gattin der den Pavillon veranstaltenden Alijiev-Stiftung vorsteht, in Venedig eine Skulptur von Aidan Salakhova verhüllen. „Natürlich weiß ich, dass Aserbaidshen eine autoritäre Diktatur ist", sagte Roth nun in einem Zeitungsinterview. Er kritisiert den „deutschen Rigorismus", gibt aber keine Kriterien an, unter welchen Umständen sich diese Zusammenarbeit lohne. In einer Multimedia-Installation preisen im Pavillon Angehörige von Minderheiten die ethnische Diversität des Landes, wobei ihre Stimmen durch schwer lesbare Textprojektionen ersetzt sind. Die Kunst geht hier nahtlos im Nation Branding auf: Zwei Installationen mit Musikinstrumenten des der Bevölkerungsmehrheit der Aseri angehörenden Elvin Nabizade steuern einen Geschmack von Tradition und Kultur bei. Dafür braucht es keinen Kurator Martin Roth. kjr

## Die Farbe ist mir angeboren

Ida Kerkovius war die Schülerin von Wassily Kandinsky und Paul Klee: Engen im Hegau würdigt das eigenständige Werk der Malerin

Es gibt gute Gründe, nach Engen im Hegau zu fahren. Die kleine Stadt liegt reizvoll inmitten der mit Kegelbergen gesegneten Vulkanlandschaft zwischen Schwarzwald, Bodensee und der Schweiz. Zu Recht ist der Ort stolz auf sein denkmalgeschütztes mittelalterliches Altstadtensemble mit idyllischen Gassen, das vorbildlich restauriert wurde. Mittendrin logiert im ehemaligen Dominikanerinnenkloster St. Wolfgang das Städtische Museum, welches neben einer heimatkundlichen Abteilung regelmäßig zeitgenössische Kunst und lohnende Schauen zur Klassischen Moderne präsentiert. Gerade besichert Museumsdirektor Veltan Wagner dem farbsprühenden Werk von Ida Kerkovius (1879 bis 1970) einen Auftritt, das – nach langer Ausstellungs-pause – zuletzt 2014 von den Kunstsammlungen Chemnitz gewürdigt wurde.



Hab Formen im Herzen; Ida Kerkovius, „Verkündigung", 1923 Foto: Museum

Ida Kerkovius, die den größten Teil ihres Lebens im unweit entfernt liegenden Stuttgart verbrachte, hatte viele Sammler in der Region. Aus Privatsammlungen entlieh Wagner denn auch die Mehrzahl der selten gezeigten Arbeiten, die, nach Themen und wiederkehrenden Kompositionskonzepten gehängt, in den ehemaligen Klosterräumen ihre leuchtende Wirkung entfalten.

Kerkovius war bereits einundvierzig, als sie 1920 entschied, ihr künstlerisches Spektrum am Bauhaus zu erweitern. Ein

Malereistudium lag hinter ihr, sie war Meisterschülerin von Adolf Hölzel gewesen, hatte als dessen Assistentin in Stuttgart gearbeitet und seine Privatschüler unterrichtet, darunter Johannes Itten. In Weimar nun saß Kerkovius ihrerseits in Ittens Vorkurs, der, so ächt sie, „die größten Anforderungen an Geist und Nerven" stellt. Reformpädagogisch durchdrungen,

lässt Itten Atem- und Rhythmusübungen in den Unterricht einfließen, Materialien und Texturen haptisch erforschen oder Porträts im Dunkeln zeichnen – alles zur Sensibilisierung und zur Steigerung von Phantasie und Kreativität.

Mindestens ebenso tiefgreifend erlebte die Künstlerin den Unterricht von Kandinsky und von Klee. Dass sie sich außerdem in die Webklasse einschrieb, war nicht zuletzt pragmatisch begründet: Ihre in Riga ansässige begüterte Familie, in die sie 1879 als eines von zwölf Kindern geboren wurde, hatte mit dem Ersten Weltkrieg ihr Vermögen verloren. Kerkovius brauchte eine Erwerbsquelle neben der Malerei, und tatsächlich sicherten Webarbeiten ihr mehrmals die Lebensgrundlage, vor allem während der NS-Zeit und nach 1945.

Eines musste die Malerin in Weimar nicht mehr lernen, sie weiß: „Die Farbe ist mir angeboren, hat mir niemals Schwierigkeiten gemacht." Sie rührt ganz ungewöhnliche Töne an, bringt verwegene Kombinationen zur Wirkung, mit denen sie feinabgestufte Stimmungen evoziert. Rückblickend begründen die drei Bauhaus-Jahre Kerkovius' reifes, eigenständiges Werk, dem die Ausstellung gilt. Ittens Training, emotionalen Impulsen nachzuspüren, dazu Klees Übungen, mit Linie und Elementarformen dynamische und raumschaffende Wirkung zu erzeugen – nicht nur seine schlängelnden S-Kurven,

die den Blick diagonal durchs Bildgeschehen treiben, setzt sie bis ins Spätwerk ein –, samt dem „Analytischen Zeichnen" beim intellektuellen Kandinsky geteilt Kerkovius zu ihrer persönlichen Ausdrucksform. Die wird sich nie ganz vom Gegenstand lösen, jedoch immer einen hohen Abstraktionsgrad pflegen.

So gibt sich etwa ein Gefüge großer farbiger Flächen erst durch zwei Bogenstrukturen als „Landschaft mit Brücke" (1928) zu erkennen. Auch manches der prächtig strotzenden Blumenstillleben löse sich ohne den Halt einer Vase als reines Kugel-, Ring- und Räderwerk. Kurz bevor sie eine Farbfächelkomposition besandete, setzte sie „noch ein paar Punkte, einen Halbkreis oder irgendetwas Gegenständliches auf die Bildfläche...". erzählt im Katalog eine der wenigen Personen, die Kerkovius im Atelier zusehen durften: Die Kunsthistorikerin Ursula Reinhardt war damals noch ein Kind, ihr Vater, Erich Schurr, hatte der Malerin in mäzenatischer Zugewandtheit in Degerloch ein Häuschen neben dem seiner Familie überlassen. Von diesem sichernden Hort aus entfaltete sich eine Karriere mit wichtigen Ausstellungen, Aufträgen und eifrigen Preisen.

Aber Kerkovius brauchte die Inspiration durchs Reisen, oft begleitet von ihrer guten Freundin und Galeristin Hanna Bekker vom Rath. Bilder von Häfen, nordisch grau in der alten Heimat Riga,

flirrend bunt in der Bretagne, bezeugen ihre Lust am Licht und seiner Zauberei genauso wie drei gleiche Ansichten des Lago Maggiore zu unterschiedlichen Tageszeiten.

Trotz einiger Museumsankäufe und bedeutender privater Kerkovius-Sammlungen blieb dem Werk der ganz große Durchbruch bislang wohl deshalb versagt, weil Ida Kerkovius sich explizit jeder Einordnung in Stil-Schubladen entzog. Hinzu kommt ihre gelegentlich als „naiv" missverständene Praxis, vermeintlich spontan, tatsächlich aber sorgsam gebaute Kompositionen mit wie von Kinderhand gemalten Menschen und Tieren zu beleben und so ganze Volkstanzszenen und Zirkusmengen wiederzugeben. Hierin ganz einig mit ihrem Lehrer und Freund Paul Klee, faszinierte Kerkovius die Ursprünglichkeit der Kinderkunst mit deren unorthodoxen Bildideen, die ohne Zentralperspektive auskommen und jedes Detail mimetisch inkorrekt seiner empfundener Bedeutung nach ausgestalten.

Erst ganz am Ende ihres Lebens verliert die Farbe ihre Vitalität, nicht aber ihre Expressivität: Auf einem Selbstbildnis aus dem Todesjahr 1970 zeigt die bereits Kranke ein grau-violettes Maskengesicht. Halb erloschen schon, lässt sie doch bis zuletzt nicht von der Kunst. BRITA SACHS

Ida Kerkovius, im Herzen der Farbe, Engen, Städtisches Museum, bis zum 30. Juli. Der Katalog kostet 24,80 Eurp.

FAZ, 11.5.17